

WEIHNACHTSBEILAGE 1914

des »PRAGER TAGBLATT«.

Kriegssegens!

Von Hermann Bahr.

I.

Einen Kriegssegens will ich sprechen, den Segens aussprechen, der auf allen Lippen liegt, denn wir alle, soweit es Deutsche gibt, in der weiten Welt, alle segnen, segnen, segnen diesen Krieg.

Ich habe nicht vor Iyrisch zu werden. Iyrif liegt mir fern. So fern, daß ich in diesen ganzen fünf Monaten, man denke, noch kein einziges Kriegsgebet verfaßt habe. Wer kann das von sich sagen? Wer macht mir das nach?

Nein, ich will trachten, ganz unlyrisch bedächtig aufzuzählen, was wir in diesen vier Monaten erlebt haben, Punkt für Punkt, die ganze Reihe von Ueberraschungen, denn Ueberraschungen sind, eine um die andere! Schon daß es überhaupt Krieg noch gibt, war gleich die größte. Erst vor ein paar Tagen jagte mir ein höherer Beamter: „Gestehen Sie es uns doch ein, es hat ja bis zum letzten Augenblick in ganz Europa kein Mensch an diesen Krieg geglaubt, man hat ihn vorbereitet, aber nicht für möglich gehalten, selbst die nicht, die ihn wollten!“ Allen klugen Männern galt es ja seit Jahren für ausgemacht, die wirtschaftliche Verschlechterung aller Völker sei zu stark, als daß irgend eines den Selbstmord begehen könnte, Krieg anzufangen. So sprach es einer dem anderen nach, allen schien das bewiesen. Und es schien allen bewiesen, daß ein solcher Krieg, von Wohlthätigen erregt, nach zwei Wochen zu Ende wäre. Er würde, hörte man gern sagen, gewissermaßen bloß eine Probe auf den Aufmarsch sein, und wenn dieser besser glückte, der hätte damit auch schon geiegt, denn kein Land der Erde wäre so stark, die Kosten dieses Krieges länger als drei Wochen auszuhalten. Und man nahm den Bleistift, um uns das vorzurechnen, und jetzt sind fünf Monate, und wir haben die Kosten ausgehalten und wir werden die Kosten aushalten noch fünf Monate, sechs Monate, ein ganzes Jahr, so viele Jahre als es sein muß, der Atem geht uns nicht aus. Die Rechnung war falsch, alle Berechnungen waren falsch: die Wirklichkeit dieses Krieges übersteigt alle unsere Vorstellungen vom Kriege, und herrlich ist es, dies einmal im Großen zu erleben, daß die Wirklichkeit immer alle unsere Vorstellungen übersteigt! Denn auch das stimmt ja nicht, daß, wie wir es auf allen Schulen lernten, in allen Büchern lasen, jeder Krieg ein grauenvolles Unheil sei. Auch dieser Krieg ist grauenvoll, ja, aber uns zum Heil. So empfinden wir ihn! Und so empfanden wir ihn gleich vom ersten Tage an!

Dieser erste Tag wird uns unvergeßlich bleiben. Wir haben nie Größeres erlebt, seit wir am Leben sind. Wir wußten nicht, daß man so Großes erleben kann. Wort für Wort traf ein, was Bismarck vorausgesagt, 1888. „Es muß ein Krieg sein, mit dem die ganze Nation einverstanden ist, es muß ein Volkskrieg sein, der mit dem Enthusiasmus geführt wird wie der 1870, wo wir rucklos angegriffen wurden; dann wird das ganze Deutschland von der Memel bis zum Bodensee wie eine Pulvermine aufbrennen und von Gewehren starren.“ Dieser Krieg, den Bismarck vorausgesagt, geschah, und wir haben es mit Augen, wir haben mit unseren seitdem geweichten Augen die deutsche Mobilmachung.

Jeder Enthusiasmus ist schön, auch schon an einem Einzelnen, wer er auch sei und aus welchem Anlaß es auch sei: im Enthusiasmus tritt alles Gute, dessen ein Mensch fähig ist, plötzlich hervor, alles Gemeine zurück. Gar aber Enthusiasmus von Gruppen, von Verbänden, die den einzelnen ohne dies schon seinem engen Ich entreißen, und nun gar eines ganzen gewaltigen Volkes ist überwältigend. Dies aber war noch ein Enthusiasmus von ganz besonderer Art, nämlich ein wohlgeordneter, ein Enthusiasmus der höchsten Ordnung. Hier offenbarte sich das tiefste Geheimnis deutscher Kraft: in Begeisterung besonnen, im Feuer kalt und noch im Aufbruch der Leidenschaft pflichtgehoram zu bleiben. Da hatten wir alle das Gefühl: Nein, das macht uns niemand nach! Denn um das zu können, hatten wir erst etwas vormachen müssen: eine ungeheure geistige Arbeit, nicht etwa bloß die seit hundertfünfzig Jahren, nein fast ein Jahrtausend zurück. Was ist denn der Geist unserer deutschen Mystik, der Geist der Meister Eckhart und Tauler als: Trunkenheit der Seele bei wachem Verstande? Enthusiasmus einzufügen in Furcht und Ordnung, in das erkannte Geheiß, daraus beruhen alle deutschen Taten. Von unserer Gotik über das deutsche Barock zu Friedrich dem Großen und Kant und unserer klassischen Dichtung, was ist denn alles das als Architektur irgend eines ungeheuren Gefühls? Die Seele schwärmt — und dann baut der Geist damit: das Schwärmen der Seele liefert das Material für den Bau des Geistes! Und was ist denn die deutsche Musik von Bach über Beethoven bis Wagner, ja Richard Strauss als: Enthusiasmus mit Disziplin? Deutsche Musik ist unsere Mobilmachung gewesen: es ging in ihr genau wie in einer Partitur Richard Wagners zu: völlige Versückung bei völliger Präzision! Und so, wenn wir das Wunder dieser Mobilmachung sehen, das ganze waffenfähige Deutschland in Eisenbahnzügen verpackt, unablässig durch

das Land rollend, Tag für Tag und Nacht um Nacht, niemals um eine Minute zu spät und nirgends eine Frage, auf die nicht schon die Antwort bereit gestanden hätte, und nirgends eine Sorge, an die nicht schon gedacht gewesen wäre, „es ist keine Rückfrage gestellt worden“, hat der Generalquartiermeister in seinem spartanischen, in seinem preußischen Deutsch bekannt gegeben — und so wenn wir das Wunder der deutschen Mobilmachung sehen, erstaunen wir gar nicht, weil es ja gar kein Wunder war, sondern nichts als ein natürliches Ergebnis, erarbeitet seit tausend Jahren, der Reinertrag der ganzen deutschen Geschichte. In der deutschen Mobilmachung rückt nicht bloß unsere braven Soldaten und Landwehrmänner und Landstürmer ein, es rückt die ganze deutsche Vergangenheit ein und die ganze deutsche Vergangenheit zog mit ins Feld — das gab uns diese tiefe Zuversicht, gleich vom ersten Tage an; lieb Vaterland konnte wirklich ruhig sein.

Aber inzwischen hatte sich noch etwas ereignet: es gab auf einmal nur noch Deutsche. Wir hielten alle den Atem an, als der Kaiser dies aussprach. Auch dies kam ja wie aus der Tiefe der deutschen Sehnsucht heraus, es klang wie ein Ausruf der urältesten deutschen Sehnsucht. Denn immer ist es ja die Sehnsucht der deutschen Seele gewesen, sich ihrer Enge zu entziehen, zu „berwerden“ (Eckhart), sich zu „entseeligen“ (Goethe), allen Eigensinn abzutun, sich darzubringen und hinzugeben, aufzugehen, im Anderen, im Ganzen und nur noch zu dienen, „dienen“ (Wagner) — niemals ist aber dieser ewigen deutschen Sehnsucht noch Erfüllung geworden, immer ist der Eigensinn, die Selbstsucht doch wieder stärker gewesen, immer führt jeder Deutsche noch Krieg gegen alle Deutschen, niemals ist unter Deutschen Frieden. „Sich von einander abzuwenden, ist die Eigenschaft der Deutschen. Ich habe die Deutschen niemals verbunden gesehen als im Haß gegen Napoleon. Ich will nur sehen, was sie anfangen werden, wenn dieser über den Rhein gebannt ist.“ Und Goethe behielt recht: kaum war der über den Rhein gebannt, gleich gingen sie wieder an, jeder auf eigene Faust zu sein. Und immer wieder, jedesmal wieder. So vernahmen wir das Kaiserwort im ersten Augenblick fast mit einem freudigen Schreck, fast mit einer bangen fragenden Bitte, die noch kaum recht zu hoffen wagte. Wenn es sein könnte, daß es jetzt endlich wirklich nur noch Deutsche gäbe? Aber schon am nächsten Tage sahen wir es überall mit unseren Augen, hörten es überall mit unseren Ohren: an jenem Tage gab es wirklich nur noch Deutsche! Und darüber war mit einem Schläge jede Not vergessen, alles was vergessen, sogar wie furchtbar der Krieg ist, jeder Krieg, auch ein gerechter, auch ein heiliger Krieg, auch für den Sieger selbst, denn dies alles wollen wir freudig ertragen, dies alles ist ja nichts, kein Opfer ist uns zu hoch für diesen Preis, daß es nur noch Deutsche gibt. Und so vermessen das klingen mag, wir fühlten uns fast versucht, zu denken: Wenn es ja wäre, daß es bloß im Krieg nur noch Deutsche gibt, im Frieden aber auch diesmal wieder den alten Klud: der ewigen deutschen Zwietracht, dann soll wahrhaftigen Gottes lieber ewig Krieg bleiben und nimmer Frieden werden!

Seit dem Kaiserwort sind Monate vergangen. Und in diesen Monaten hat es unter uns wirklich nur noch Deutsche gegeben. Diese Monate haben viel Leid über deutsche Herzen gebracht, es steht kaum ein Haus auf unserer Erde, das nicht einen Vater, einen Sohn, einen Bruder beweint. Und dennoch darf man sagen, daß, seit wir leben, Deutschland niemals freudiger im höchsten Sinne war als in dieser leidvollen Zeit. Durch alle Tränen schwebt das Leuchten der edelsten Freude hervor. Nicht über unser gutes Waffen Glück bloß. Es ist nicht bloß der Stolz, gelassen eine Welt von Feinden zu bestehen. Es ist nicht bloß die Zuversicht, daß wir heute einer Zukunft gewiß sind, die wir uns ja noch im Juli nicht hätten träumen lassen. Es ist nicht bloß das Gefühl einer Macht, von der wir ja selbst nichts wußten. Jene leuchtende Freude kommt noch tiefer herauf. Wir freuen uns, einander gefunden zu haben. Wir konnten einander früher ja gar nicht. Ja keiner konnte sich selbst. Jetzt haben wir uns kennen gelernt, jeder jeden, und auch sich erst. Und das zeigt es sich, was wir doch eigentlich alle für anfängliche Menschen sind — wir hätten gar nie geglaubt! Das war vielleicht die seltsamste der Ueberraschungen. Es hat sich herausgestellt, daß wir Deutschen alle viel besser sind, als wir selber wußten; wir hatten uns immer unendlich unterachtet! Rot kann aber ja auch nicht zaubern, aus keinem Menschen wird jemals mehr, als er ist, er kann sich, heißt es in der Schrift, nichts nehmen als was ihm der Himmel gegeben hat. Nein, die Not hat nur aus uns hervorgeholt, was immer schon in uns war: sie hat aus jedem das deutsche Wesen hervorgeholt, es war bloß zugebedt. Wir haben uns nicht verwandelt, wir haben uns nur gefunden, wir haben heim gefunden, in unser Wesen heim. Jeder war jetzt erst, was er eigentlich ist. Sein Wesen kam unter dem Verpuh, unter der Decke hervor. Und seit wir alle wesentlich geworden sind, gibt es nur noch Deutsche!

Werden wir es bleiben? Oder wird auch der Segen dieses Krieges wieder vertan werden?

II.

Halten wir uns vor Augen: Seit anderthalb Jahrhunderten besteht unsere Geschichte darin, daß immer in Kriegen das deutsche Wesen erzwungen, gleich aber im Frieden wieder verloren wird. Mit Friedrich dem Großen erschien es, an diesem Menschen erblickten die Deutschen erst wieder, was deutsch ist. Der Waffenlärm war kaum verstaubt, und sie hatten es schon wieder vergessen. Und vergaßen es wieder, sobald der Korje gebannt war. Ganz wie Goethe vorausgesagt: „Sich von einander absondern ist die Eigenschaft der Deutschen.“ Der kannte sie gut; er wußte, daß es vergeblich war. Das erklärt auch, warum er sich in der großen Zeit so wunderbar verhielt. Wunderlich war es ja: das deutsche Volk stand auf, und der deutsche Dichter — fuhr nach Leipzig ins Bad, ließ sich, um „des Krieges Bitterkeit zu vertreiben“, ins Studium Chinas ein und war, während man die Völkerversehrung bei Leipzig schlug, mit der Zinnformation beschäftigt, derselbe Goethe, der, schon als Knabe so tapfer fröhlich gefinnt, noch in der französischen Campagne und in der Belagerung von Mainz oft genug seinen Mut, ja tollkühne Verwegenheit bewiesen hat. Was war mit ihm geschehen, daß er sich fernhielt, auch mit dem Gefühl fernhielt, ein sonst mit solcher Leidenschaft an allem Leben teilnehmender, immer sich mit ganzer Seele hingebender Mensch? Er konnte jetzt die Deutschen zu gut; er wußte, daß es doch vergeblich war. Sie hatten ihn einlam gemacht, weil er, so oft er sich ihnen darbot, sich immer wieder abgewiesen fand. „Sich von einander absondern ist die Eigenschaft der Deutschen“, darauf stieß er immer wieder, daran stieß er sich wund und weh. Er kommt aus der Belagerung von Mainz zu seinem Schwager Schloffer nach Heidelberg, und will ihm einen Aufsatz zeigen, den Plan einer „Gesellschaft verschiedenartiger Männer“ für sein optisches Unternehmen, die daran alle, jeder von seiner Seite „zusammen arbeiten“ sollten; es war der erste deutsche Entwurf einer Organisation wissenschaftlicher Tätigkeit, wovon es damals noch nicht einmal den Begriff gab, den erst unsere Zeit auszuführen beginnt. Über Schloffer lachte ihn aus. Welches Kind er doch immer noch sei, sich einzubilden, wofür er sich interessieren, dafür könnten sich auch andere interessieren in Deutschland! und teilnehmenden Sinn zu erwarten und in Deutschland irgend eine gemeinsame Wirkung für möglich zu halten! Auf solche gemeinsame Wirkung drang Goethes tiefster Sinn, gemeinsam mit aller Vergangenheit und mit aller Gegenwart; sein tiefster Sinn ist ihm durch die deutsche Sondermacht unterbunden worden, die er für schlimmer hielt als selbst die Fremdherrschaft. In einem Brief an Karoline von Wolzmann hat er es, November 1813, offen ausgesprochen „der Unglaube und der Unwille der Volksglieder untereinander“ der Mangel an wechselseitiger Anerkennung habe „mehr geschadet als der fremde Einfluß“. Und ebenso schreibt er das Jahr darauf an Frau von Grotthuß, daß, wenn die Deutschen nach dem „ungeheuren Schritt, den sie getan haben“, nun auch „den zweiten Schritt tun, ihre Verdienste wechselseitig anzuerkennen... nicht, wie bisher, einander ewig widerstrebend, endlich auch gemeinsam wirken und wie jetzt die ausländische Sklaverei, so auch den inneren Parteisinn ihrer neidischen Apprehensionen unter einander besiegen“ würden, „dann kein mitleidendes Volk ihnen gleich genannt werden könnte“. Und auch der ganze Epimenides, den er doch in feilscher Stimmung schrieb, ja fast als eine Abbitte („doch schäme ich mich der Ruhestunden“, gemeint sind offenbar die Ruhestunden beim chinesischen Studium und in der Zinnformation) auch der ganze Epimenides schreibt eigentlich nur jene beiden Briefstellen um und wiederholt nur die große Mahnung der natürlichen Tochter zur „Liebeskraft“. Alles umsonst. Auch 1813 wurde wieder schmählich vertan, die deutsche Parteilichkeit blieb stärker. Und war es denn 1870 anders? In den deutschen Schriften Lagardes steht zu lesen: „Was ich vor zwanzig Jahren gesagt, muß ich trotz 1866 und 1870 wiederholen: wir leben mitten im Bürgerkrieg“. Und ganz eben das selbe furchtbare Wort hat Bismarck gebraucht: „Wenn der unbeschäftigte deutsche Landsmann einen ihm teuer gewordenen Streit und Zorn aufgeben muß und die Hand zur Versöhnung bieten, dann wird ihm die Freude am Leben verborben. Ein Bürgerkrieg ist immer das furchterlichste, was man haben kann, in allen Ländern; aber bei uns Deutschen noch fürchterlicher, weil er von uns mit mehr Liebe durchgefochten wird wie jeder andere Krieg.“ Klingt es nicht schaurig, wenn der größte Taler eines Volkes und der ihm den Traum von Jahrhunderten erfüllt hat, von ihm tragen muß und in aller Ruhe, ja wie etwas ganz Selbstverständliches und nun einmal Unabänderliches sagt, es sehte den Bürgerkrieg „mit Liebe“ durch, mit mehr Liebe wie jeden anderen Krieg? Und wo man die Neben Bismarcks aufschlägt, überall tönt dieselbe Klage wieder, die schon die ewige Klage Goethes war, die Klage über den Unglauben und den Unwillen der Deutschen: sie glauben an einander nicht und sie wollen nicht in einander.

Und wie wird es also nun diesmal sein? Wieder wie nach dem siebenjährigen, wie nach dem Freiheitskrieg, wie nach siebzig? Auch wieder umsonst? Wieder die Waffen gegen den bezwungenen Feind nur abgelegt, um sie gleich wieder auf den eigenen Bruder anzulegen, und vergiftet durch den Haß der Selbstsucht? Wird der Deutsche wieder, sobald das Vaterland geliegt ist, aufhören, ein Deutscher zu sein, um sich dafür gleich wieder in irgend einen Kraten oder Ziten oder Amer zu verwandeln? Auch jetzt wieder? Er wird sicher große Lust dazu haben. Es wird ihm aber diesmal etwas schwerer werden. Er lehrt aus diesem Kriege ja kaum mehr in dasselbe Vaterland zurück. Es wird sich ausgedehnt haben, des Deutschen Vaterland wird größer geworden sein. Der alte Arndt wird umgedichtet werden müssen. Nicht mehr bloß: So weit die deutsche Zunge klingt! Nein, noch weiter. Weiter wird des Deutschen Vaterland geworden sein, als die deutsche Zunge klingt! Da wird er zu tun haben. In jener Sprache über des Deutschen Liebe zum Bürgerkrieg sprach Bismarck vom „unbeschäftigten“ deutschen Landsmann. Es wird aber wahrscheinlich nach diesem Kriege auf Jahre hinaus keinen unbeschäftigten deutschen Landsmann mehr geben. Sie werden alle vollaus beschäftigt sein: mit der neuen Einrichtung. Wir müssen ja dann, was das Schwert ergriffen hat, uns erst aneignen. „Die Rechte im europäischen Karpatenreich, hat Bismarck einmal gesagt, hindern uns, Karpaten zu werden; sie zwingen uns zu einer Anstrengung, die wir freiwillig vielleicht nicht leisten würden, sie zwingen uns auch zu einem Zusammenhalten unter uns Deutschen, das unserer innersten Natur widerstrebt.“ Da wir unsere innerste Natur nun einmal nicht ändern können, wird es ihr gut tun, wenn wir eine Anzahl, eine beträchtliche Anzahl von diesen europäischen Rechten jetzt ganz zu uns herein bekommen werden. Das wird den deutschen Landsmann beschäftigen und seinen Ueberfluß an Kraft ableiten; seine müßige Kraft wird sich mehr in Parteilichkeit entladen. Und dann müssen wir ja doch auch Europa jetzt wieder aufbauen. Es stand auf faulem Grunde: nun ist es hin. Wir werden es wieder aufrichten, auf deutschem Grunde. Da haben wir Arbeit genug.

Dieser Krieg hat uns einander kennen gelehrt. Wir mißverstanden uns, solange wir uns nach Worten beurteilten. Sobald es aber nun zu handeln galt, verstanden wir uns alle gleich. Im Handeln wird der Mensch durch ein geheimes inneres Gesetz bestimmt und es zeigte sich, daß allen Deutschen dasselbe Gesetz in der Brust schlägt. Galt aber ein Mensch daran, sein inneres Gesetz auszusprechen und das Geheimnis, das ihn lenkt, verlauten zu lassen, so hat er dazu nichts als armselige Worte. Daraus setzt sich jeder auf gut Glück seine Meinung zusammen und der Nachbar wieder seine. Es wäre gar nichts dagegen zu sagen. Meinungen, Grundzüge, Maximum sind Abfälle des tätigen Lebens. Sie begleiten den Menschen beim Handeln als eine Art Refrain, ein Geräusch, an das er sich nach und nach gewöhnt, und so mag es sein, daß sie ihm das Handeln erleichtern. Aber nun blickt er sich dann ein, sie bestimmen sein Handeln, ja bewirken es; er glaubt, aus ihnen, ja durch sie zu handeln. So wird ihm seine Meinung bald wichtiger als die Tat, sie wird souverän, sie beherrscht ihn, anstatt ihm zu dienen, er sieht nur noch sie, bald sieht überall Meinung gegen Meinung, es entsteht ein Widerspruch, entsteht das Widerstreben, der Bürgerkrieg ist da. „Die Menschen, sagt Goethe, werden durch Gefinnungen vereinigt, durch Meinungen getrennt.“ Es ist aber ein verhängnisvoller Irrtum der Deutschen, daß sie Meinungen ebenso sehr überschätzen wie Begabungen, dagegen aber sich angewöhnen. Gefinnung immer mehr und mehr zu unterschätzen. Ja, wenn der Deutsche heute von Gefinnung spricht, meint er sie garnicht, sondern er meint damit nur die Meinung, er verwechselt Gefinnung und Programm. Gefinnungen aber sind unaussprechlich. Sie können nicht in Worten mitgeteilt werden, sondern nur durch Taten. Es kann einer meiner Gefinnung sein und dennoch ganz anderer Meinung; er teilt das Wesen mit mir, aber keine Meinung. Und es kann einer meiner familiären Meinungen und doch ein gehorener Erzfeind meines inneren Lebens sein. Denn Meinungen und Begabungen sind an sich nichts, sie werden alles erst durch den Menschen, der sie hat. Dem richtigen Menschen kann keine schaden und wer nicht schon richtig ist, dem hilft keine. „Wenn ich Kinder hätte, schrieb Friedrich der Große, durch Voltaire, in dem er den „höchstesten und undankbarsten Menschen auf Erden“ erkannte, darüber belehrt, wenn ich Kinder hätte, würde ich mehr darauf bedacht sein, ihnen gute Sitten beizubringen als ihren Geist auszubilden.“ Es wird gerade ihm nicht leicht geworden sein, dies einzusetzen. Auch er hat eine Zeit den Glanz von Menschen überhäuft, bis ihn die Not lehrte, daß es auf den Inhalt eines Menschen ankommt. Jeder Deutsche scheint das einmal durchmachen zu müssen. Unsere Zeit hat es ja gründ-

lich durchgemacht. Wer aber fragt jetzt nach Meinungen? Jetzt gilt nur der Wille zur Tat. Und brachten wir aus diesem Kriege nichts heim als dies, aber dies für alle Zeit, den unabänderlichen Entschluß, künftig keinen mehr zu fragen, was er meint und wie er denkt, sondern jeden anzunehmen, der mitten will am deutschen Feinde, das wäre der höchste Preis, und in Erfüllung ginge dann Goethes Wort, daß „sein mitlebendes Volk dem unsren gleich genannt werden könnte.“

Weihnachten 1914.

Von Julius Hart.

„Der Weihnachtsbaum brennt!“ Ein Schreckruf war es, der in alten Friedensjahren dann und wann einmal, in diesem oder in jenem Hause, stehend in Lust und Freude einbrach. Und in jedem Hause blieb man wachsam und hütete und sorgte sich, daß uns der heilige Lebensbaum, um den wir festlich geschmückt standen, nicht unerwartet in Feuer ausging. Wilde Weihnacht 1914! Durch die Jahrhunderte hin wird sie gestrot und furchtbar leuchten, durch alle Erinnerungen unseres Volkes. Zu einem einzigen Feuer- und Flammenmeer ist unsere Weihnacht geworden. Der Baum brennt! Überall brennt er. In jedem Haus. „O Tannenbaum . . . o Tannenbaum . . .“ In dieser Nacht steht du nicht grün vor uns, dich aufreißend von der Erde in den Sternenhimmel, durchstrahlt von mildem Kerzenschein, mit roten Äpfeln behängt und lustigen Geschenken. Wie die Weltliche Jagdbräuterei unseres ältesten deutschen Glaubens, im Krieg und Brand einer Götterdämmerungszeit von der Wurzel bis zum Gipfel von Feuern durchstoßen, raucht und flammt in diesem Jahr unser Weihnachtsbaum, — der als unser großer Glücksbaum seit uneren ersten Kindertagen mit uns und in uns lebte.

Deutsch-weihnachtlich fühlen wir allein wohl, wenn wir im Anblick dieser geröteten Himmel und Erden die silbste und Abgründe sehen, die zwischen dieser Nacht von 1914 liegen und jener von Vethlehem. Durch welche die Könige ziehen, nur von der Sehnsucht getrieben, den Weltknecht zu suchen, und die Hirten jubelnd aufschau zum Stern der Sterne, um den die Engelcharen schweben, singend den Chor der Chöre: „Friede auf Erden, und allen Menschen ein Wohlgefallen.“ Nur diese Worte sind gewiß der Menschheit Weihnachtsglauben, ein wirkliches Evangelium und große Botschaft, Frucht, gepflückt vom paradiesischen Lebensbaum, von dem die alte Bibelweisheit geheimnisvoll raunt: Hättet Ihr von ihm gegessen, so wäret Ihr wie Gott und wühtet eure Unsterblichkeit. Mit goldenen Griffeln steht es in jeder Menschenurzeit geschrieben, daß nur diese Worte Worte der heiligen Nacht sind, alle und ewige Religion, alle und ewige Weltgion, aller und ewiger Idealglauben. „Krieg auf Erden, daß aller Völker untereinander“, geht es heute aus allen Höhen und Tiefen. Trotz alledem, trotz alledem, — mit um so wehevollerem Gefühl, stellen wir den alten Lebens- und Paradiesbaum auf unseren Tisch, um aus seinen Zweigen die Stimmen zu vernehmen, die uns erwecken zu dem, was unser höchstes und bestes Fühlen, Wunschen und Wollen ist. Nein, lästern wir nicht das Heiligste in uns! Seien wir nur nicht wie die Krämer und Wechsler im Tempel. Der Gott unserer Weihnachten kann nie ein Kriegsgott sein. In heiliger Nacht wurde er allein geboren, um gegen die alten Kriegsgötter der ewigen Widergott zu sein. Wie diese Weihnacht 1914 nur das volligste Widerbild ist zu jener Nacht von Vethlehem, das können und dürfen wir uns nicht hinwegdisputieren, sondern mit Schmerz und Bitternis doppelt empfinden, wie das Sollen und das Sein das Ideal und die Wirklichkeit stets auseinandergehen, und wie ohnmächtig wir waren und wie verirrte, daß wir nicht erreichten und zu dem hingelangten; was als ein unerrückbarer Stern doch stets über uns stand, und von dem wir ganz bestimmt wissen: Es wäre für uns das Gute und Beste. Hier ist nur das Heil für die Wunden, die wir uns in einem fort selber schlagen.

Aber aus diesem Schmerz und dieser Bitternis schöpfen wir auch eine Weihnachtskraft, daß wir mit heißerer Sehnsucht und heiligerem Wollen ausfinden zu dem Gott und dem Ideal, die uns geistlich sind, und inbrünstiger und mit heiligeren Schwern als jemals sonst hören wir in dieser Nacht der Engel Chöre. Je laudender die Flammen um uns schlagen, je unerbittlicher die Sintflut ihre Wasser gegen uns herantreibt, um so lebendiger nur können wir den Nachkommen in uns erwecken, der das Rettungsschiff baut und unseren Weihnachtsbaum und alle fruchtbaren Samen des Lebens, und, wie es im indischen Mythos heißt, den heiligen Schriften der Menschheit, — die ewigen Gebote vom Frieden auf Erden und vom Wohlgefallen der Erdenkinder durch alle Gewalten der Verstörungen und des Todes sicher dahinträgt. Gerade in diesem Kriegsjahr kam es über uns alle wie ein Rauch voller Jugend und Begeisterung, und sah viel von uns das Denken letzter Zeiten, das auch von unserer Volkskultur als wie von einer Kultur der Greisheit und des Niederganges redete. So jung stehen wir auch in dieser Nacht um unseren alten Wunderbaum, denn auch die Hände von Blut gerötet sind, und blicken auch in seine Feuer und Flammen dennoch mit dem Menschen- und Kinderauge der jungen Dichterin Marlene Marot, laufend nur dem Märchen:

„Das dein Mund so herrlich preist,
Schönstem, tiefsten, ewigen Märchen,
Weil das Märchen Liebe heißt . . .“

Alle Wahrheit ruht doch allein in diesem Märchen der Weihnacht von dem kommenden Reich des Friedens und der Liebe auf Erden. Ja, wird und muß uns nicht gerade dieser Welt- und Völkerkrieg, der furchtbarste, der je geschlagen worden, dem Friedensreich unserer alten

Weihnachtsbotschaft näher bringen, als alles andere? Redet nicht dieses Ereignis eine gewaltige Tatprache, wie es kein Wort und keine Predigt vermag? Draußen im Felde steht ein ganzes Volk, ein Millionenheer deutscher Männer, und da ist keiner, in dessen Seele nicht in dieser Nacht der Weihnachtsbaum aufleuchtet und ein großes, tiefes Sehnen nach dem Frieden dabei erglüht. Und kein Heer von Soldaten ist es mehr, das Krieg um des Krieges willen führt, sondern sein Zweck und Ziel allein, sein ganzer Glaube ist der Krieg um des Friedens willen, der sicherste Frieden, den kein Heer mehr zu stören wagen darf, der schützt vor dem Ansturm der ganzen Welt.

Das, was uns Hans Delbrück von dem Geheimnis des deutschen Volkes sagt, daß sich sein kriegerischer Geist in so wunderbarer Weise mit einer ganz friegerischen Gesinnung verbindet, daß dieses friederichtigte Volk die höchsten kriegerischen Eigenschaften entfaltet, ist gerade auch für alle Welt eine große Botschaft dafür, daß der Sieg eines solchen Volkes allen das große Friedensreich heraufzuführen und den alten Menschheitsraum erfüllen kann. Nirgendwo ist der Frieden sicherer, als unter seiner Herrschaft und seinem Saug. Im Frieden nur suchen sie ihren Ruhm, ihre Ehre und ihren Schand, und sie kriegen nur, um sich zu jähigen, sagte schon Lucius von uneren ältesten Vorfahren. In pace decus, in bello praedivium! Und in der heiligen Nacht dieses blutigen Jahres, mitten unter den grausamen Verwüstungen und Zerstörungen stehen wir gerade mit dem allerwichtigsten und sichersten Gewissen aufrecht und dürfen zuversichtlich zum Sternenhimmel aufschauen. Einen Eisring haben wir um den Weihnachtsbaum gegossen und geschloffen, zu seinem Schutze und um seine Vorarbeiten zu hüten und zu betören, sich dieses Volk gerettet und gewappnet. Nur ein heiliger Krieg ist ihm dieser Krieg, ein Kampf für das Friedensideal dieser Nacht, das als tiefstes und höchstes in der Seele der Menschheit leuchtet. Noch vermochte es nie ein Volk, das einmal die Zügel der Welt Herrschaft in den Händen hielt, der Erde den Frieden zu geben. Und je mächtiger all diese alten Reiche waren, umso mehr wuchs nur ihre Kriegs- und Eroberungsgier, und sie wollten durch Gewalt und Schwert gewinnen, was allein feist und sicher, und so viel besser durch Arbeit und Geist erlangen werden kann. Sie alle zersetzten aber auch über ein kleines, und was durch das Schwert aufgebaut wurde, zerbrach wieder unter dem Schwert. Wir sehen heute in die Weihnacht hinaus und ersten uns, daß wir als ihr Geschenk aus den roten Scheinen des Krieges, aus dem Opferblut unserer Toten als ein hohes Gut, als einen heiligsten Besitz endlich auch eine Herrschaft und eine Macht gewinnen. Die Herrschaft des friederichtigten Volkes, eines Arbeiter- und Bauernvolkes, eines Volkes der Dichter und Denker, das es lebendig erfahren hat, wie es alles, was es will, sich durch seine Arbeit und seinen Geist allein am besten und zweckmäßigsten zu erringen vermag, zu seiner Arbeit nur des Friedens bedarf und durch Frieden seine Herrschaft am gewissensten und sichersten ausbreitet.

Ein Tibide et impera war das Gebot aller jener anderen Herrenvölker, auf dem sie ihre Herrschaft aufbauten: „Vereine und leite, ein besserer Fort“, rief ihnen der Goethesche Mund zu, und das ganze Gewissen, die Seele und das Gefühl des deutschen Volkes leben in diesem Wort Goethes, reden aus und mit ihm. In all den organisatorischen Kräften unseres deutschen Geistes, die wir gerade in diesen Monaten kennen lernen und welche auch ein Erstarken und eine Verwunderung der anderen Völker waren, uns zu unseren Siegen führten, steht dieses „Vereine und leite“ als Gebot und kategorischer Imperativ. Von diesem Volke wissen wir, daß es wie kein anderes, ausgezeichnet von den fremden Nationen, stets eine besondere Kraft und Fähigkeit erwies, sich in deren Seelen- und Gedankenleben zu verpflanzen und zu versetzen, teilzunehmen an ihrem Leben, als wenn es sein eigenes wäre, sie aus höchste anzuerkennen und ein innigstes Wechselleben mit ihnen zu führen. Wohl wurde es manchmal zu einer Schwäche, und zu bereitwillig ergaben wir uns dem fremden Einfluß. So lange wir schwach und klein waren. Aber auch eine höchste Kraft und Tugend ist es für ein starkes Derven- und Herrschervolk, das bei allem stolzen Selbstbewußtsein doch auch jeden anderen in seiner Eigenart gelten läßt und zu lieben weiß. Eine Kraft zu vereinen und zu leiten, daß auch die Geleiteten fühlen, nur in diesem Verein zu sein, ist es gut und läßt sich wohl leben. Ein solches Volk ist das Noabvolk, welches über die Sintflut dieses Jahres die Weihnachtsbotschaft rettete und, das Schwert in der Hand, mit dem Siegerkranz geschrückt allen Nationen zuruft: Frieden auf Erden und allen Menschen ein Wohlgefallen.

Tod in Aehren.

Von Detlev von Lilliencron.

Im Weizenfeld, in Korn und Mohn,
liegt ein Soldat, unaufgefunden,
zwei Tage schon, zwei Nächte schon,
mit schweren Wunden, unverbunden.

Dunkelüberquält und febert wild,
im Todeskampf den Kopf erhoben,
ein zehner Traum, ein letztes Bild,
sein brechendes Auge schlägt nach oben:

Die Sense rauscht im Aehrenfeld,
er sieht sein Dorf im Arbeitsfrieden.
Ach, aber, du Heimatwelt —
An. beugt das Haupt und ist verschieden.

Vom Kriege.

Von Friedrich Nietzsche.

Der Krieg nennet behrlich. Es ist eitel Ehrgeiz und Schönfeulentum, von der Menschheit noch viel (oder gar: erst recht viel) zu erwarten, wenn sie verlernt hat Kriege zu führen. Einstweilen kennen wir keine anderen Mittel, wodurch matwerdenden Völkern jene rauhe Energie des Heldes, jener tiefe unpersonliche Haß, jene Härter-Kaltblütigkeit mit gutem Gewissen, jene gemeinsame organisierende Blut in der Vernichtung des Feindes, jene stolze Gleichgültigkeit gegen große Verluste, gegen das eigene Dasein und das der Besreundeten, jenes dumpe erdbenbarte Erschütter der Seele ebenso stark und sicher mitteilt werden könnte, wie dies jeder große Krieg tut: von den hier hervordringenden Wachen und Strömen, welche freilich Steine und Unrat aller Art mit sich wälzen und die Wiesen zarter Krieger zu Grunde richten, werden nachher unter ästhetischen Umständen die Häderwerse in den Werkstätten des Geistes mit neuer Kraft umgedreht. Die Kultur kann die Leidenschaften, Koster und Bosheiten durchaus nicht entbehren. — Als die Kaiserlich gewordenen Pömer der Kriege etwas müde wurden, verführten sie aus Tyrhopen, Gadietorenkämpfen und Ehrmenderfolungen sich neue Kraft zu gewinnen. Die schienen Engländer, welche im ganzen auch dem Kriege oberst zu haben scheinen, ergreifen ein anderes Mittel, um jene entscheidenden Kräfte neu zu erneuen: jene gefährlichen Entdeckungsreisen, Durchschiffungen, Entfletterungen, zu wissenschaftlichen Zwecken, wie es heißt, unternommen, in Freiheit, um überflüssiges Wissen aus Abenteuer und Gefahren aller Art mit noch Haufe zu hriuenen. Man wird noch vielerlei solche Surrenate des Krieges aufzählen können, aber die nicht die ich hier immer mehr einsehen, daß eine solche hochkultivierte und hoher notwendige matte Menschheit, wie die der jehianen Europäer, nicht nur der Kriege, sondern der größten und furchtbarsten Kriege — also zeitweiliger Mühsäße in die Natur — bedarf, um nicht an den Mitteln der Kultur ihre Kultur und ihr Dasein selber einzubüßen.

Vom Krieg und Kriegsvolk.

Von unseren besten Feinden wollen wir nicht eckdort sein, und auch von denen nicht, welche wir von Grund aus hassen. So laßt mich denn auch die Wahrheit sagen!

Meine Brüder im Kriege! Ich liebe euch von Grund aus, ich bin und war euresgleichen. Und ich bin auch euer bester Feind. So laßt mich denn auch die Wahrheit sagen!

Ich weiß um den Haß und Neid eures Herzens. Ihr seid nicht groß genug, um Haß und Neid nicht zu kennen. So seid denn groß genug, euch ihrer nicht zu schämen!

Und wenn ihr nicht Heilne der Erkenntnis sein könnt, so seid mir wenigstens deren Kriegermänner. Das sind die Gefährten und Vorläufer solcher Heilnate!

Ich sehe viel Soldaten: möchte ich viel Kriegermänner sehen! „Ein-Form“ nennst man's, was sie tragen: möge es nicht Ein-Form sein, was sie damit verdecken.

Ihr sollt mir solche sein, deren Auge immer nach einem Feinde sucht — nach eurem Feinde. Und bei einigen von euch gibt es einen Haß auf den ersten Blick.

Euren Feind sollt ihr suchen, euren Krieg sollt ihr führen, und für eure Gedanken! Und wenn euer Gedanke unterliegt, so soll eure Rebligkeit darüber noch Triumph rufen!

Ihr sollt den Frieden lieben als Mittel zu neuen Kriegen. Und den kurzen Frieden mehr als den langen.

Euch rate ich nicht zur Arbeit, sondern zum Kampfe. Euch rate ich nicht zum Frieden, sondern zum Siege. Eure Arbeit sei ein Kampf, euer Friede sei ein Sieg!

Man kann nur schweigen und stillstehen, wenn man Pfeil und Regen hat: sonst schwächt und zankt man. Euer Friede sei ein Sieg!

Ihr seht, die gute Sache sei es, die sogar den Kriege heiligt? — Ich sage euch: der gute Kriege ist es, der jede Sache heiligt.

Le Kriege und der Mut haben mehr große Dinge getan, als die Nächstenliebe. Nicht euer Mitleiden, sondern eure Tapferkeit rettete bisher die Verunglückten.

„Was ist gut?“ fragt ihr. Tapfer sein ist gut. Laßt die kleinen Mädchen reden: „Gut sein ist, was hübsch zugleich und rührend ist.“

Man nennt euch herzlos: aber euer Herz ist echt, und ich liebe die Scham eurer Feindschaft. Ihr schämt euch eurer Blut, und andre schämen sich ihrer Ebe.

Ihr seid häßlich? Nun wohl, meine Brüder! So nehmt das Erhabene um euch, den Mantel des Häßlichen!

Und wenn eure Seele groß wird, so wird sie übermäßig, und in eurer Erhabenheit ist Bosheit. Ich kenne euch.

In der Bosheit begegnet sich der Uebermütine mit dem Schwächlinge. Aber sie mißverstehen einander. Ich kenne euch.

Ihr dürft nur Feinde haben, die zu hassen sind, aber nicht Feinde zum Verachten. Ihr müßt stolz auf euren Feind sein: dann sind die Erfolge eures Feindes auch eure Erfolge.

Urlehnung — das ist die Vornehmheit um Erkaben. Eure Vornehmheit sei Gehorsam! Euer Befehlen selber sei ein Gehorsam!

Einem guten Kriegermönne kinnat „du sollst“ angenehmer als „ich will“. Und alles, was euch lieb ist, sollt ihr euch erst nach befehlen lassen. Eure Liebe zum Leben sei Liebe zu eurer höchsten Hoffnung: und eure höchste Hoffnung sei der höchste Gedanke des Lebens!

Euren höchsten Gedanken aber sollt ihr euch von mir befehlen lassen — und er lautet: Der Mensch ist etwas, das überwunden werden soll.

So lebt euer Leben des Gehorsams und des Kriegeres! Was liegt am Lang-Leben! Welcher Krieger will geizig sein!
Ich schone euch nicht, ich liebe euch von Grund aus, meine Brüder im Kriege! —
Also sprach Zarathustra.

Unser Glaube an eine Vermännlichung Europas. Napoleon verbaute man's (und ganz und gar nicht der französischen Revolution, welche auf „Brüderlichkeit“ von Volk zu Volk und allgemeinem blumigen Herzensaustausch angewiesen ist), daß sich jetzt ein paar kriegerische Jahrhunderte aufeinander folgen dürften, die in der Geschichte nicht ihresgleichen haben, kurz daß wir ins klassische Zeitalter des Kriegeres getreten sind, des gelehrten und zugleich vollstimmlichen Kriegers im größten Maßstabe (der Mittel, der Begabungen, der Disziplin), auf der alle kommenden Jahrtausende als auf ein Stück Vollkommenheit mit Neid und Ehrsucht zurückblicken werden: — denn die nationale Bewegung, aus der diese Kriegergalerie herauswächst, ist nur der Gegenhof gegen Napoleon und wäre ohne Napoleon nicht verbunden. Ihm also wird man einmal es zurechnen dürfen, daß der Mann in Europa wieder Herr über den Kaufmann und Thijiser geworden ist: vielleicht sogar über „das Weib“, das durch das Christentum und den jüngerarmen Geist des achtzehnten Jahrhunderts noch mehr durch die „modernen Ideen“ verhässelt worden ist. Napoleon, der in den modernen Ideen und aerodromos in der Zivilisation etwas wie eine verblödete Feindin sah, hat mit dieser Feindschaft sich als einer der größten Fortschritte der Renaissance bewährt: er bot ein ganzes Stück antiken Lebens, das zu jeder Zeit vielleicht, das Stück Eros, wieder heraufgebracht. Und wer weiß, ob nicht dies Stück antiken Lebens auch endlich wieder über die nationale Bewegung Herr werden wird und sich im beherrschenden Sinne zum Erken und Fortschritte Napoleons machen muß: der das Eine Europa wollte, wie man weiß, und dies als Herrin der Erde.

Heimkehr.

Von Gabriele Reuter.

Der Geheimrat hatte Zigarren unter die ausziehenden Truppen verteilt und viele Hände zum Abschied geschüttelt. Sie winkten mit Blumen aus den Kuffern, die prächtigen jungen Herrs. Die Wägen waren angefüllt von dem Sturmgewehr ihres Gesanges, der wie eine Welle von Trost und Mut zu den Traven, den Kindern und Vätern zurückstürzte, indem die grümmelnde Lokomotive den Zug hinausführte in die Sonnenhalle des Augusttages — hinaus zu Tod und Sieg.

Der Geheimrat reckte sich ein wenig, die schmalen Gelehrtenlippen zogen sich sonderbar an den Mundwinkeln herab, das gab dem Ausdruck des geistlichen Gesichtes etwas Verblüffenes, Fartes und Bitteres. Er schritt schnell durch die Menge, er wollte die Frauen vermeiden, die er nur Genüre konnte: haben der Herr Geheimrat auch einen Sohn dabei?

Sogar die Frau hatte gestern bei Tisch das Gesicht zwischen dem grauen Scheitel zu ihm erhoben und schüchtern gefragt: Ob er sich nicht auch stellen muß?

Den Namen hatte sie nicht zu nennen gewagt, der Geheimrat hatte es ihr streng unterzagt. Aber nun antwortete er ihr lachlich, kühl, als rede er von einem Fremden: Erwin sei ja für dienstuntauglich erklärt, sonst würde er damals seinen Auslandszug bekommen haben. Eine ideale Gesinnung, die ihn als freiwilligen zurückziehen würde — die gebe ihm ja leid' ob. Der Geheimrat wendete sich darauf einer Betrachtung der allgemeinen politischen Lage zu. Es war immer etwas Unersöhnliches, verflüchtigt Beherrschtes im Ton zwischen den Ehegatten, seit Erwin das Elternhaus für immer verlassen hatte. — Wie das geschehen konnte? Der einzige Sohn den der Geheimrat so liebhaft geliebt hatte, den er zu seinem Freunde, seinem Nachfolger hatte erziehen wollen? Er war nicht der einzige Väter der sich ein fest untrüßeres Bild von seinem Kinde macht und es nicht verwunden kann, wenn dieses Kind sich nach anderen inneren Gesetzen entwickelt. Der Geheimrat war ein Idealist und liebte sein Idealbild, nicht seinen wirklichen Sohn, dessen Natur ihm unermesslicher wurde, je mehr der Knabe heranwuchs. In dem Sohn wachte aber jeder Erziehungsberechtigten, in dem er nur Betrachtung und Hoch für sein dem Vater gegenwärtiges Weisen mitterte, zornigen Haß. So wurde das Haus als mit Hellen und Reichthümern behabenen weltbekanntem Gelehrten zu einer Höhle von Feindschaft, Mut und verbissener Kampf. Bis ein in sich oxtinativer Anstich, ein nicht bestandenes Examen, eine Anwesenheitsprüfung zwischen Vater und Sohn brachte, bei der von beiden Seiten so viel Peleidiampnen flogen, daß jede Art von Verkehr danach zur Unmöglichkeit wurde.

Die Geheimrätin kam von einer Weihnachtsbescherung in einem Lazarett. Die Augen un'er dem Schleier brannten ihr von vergossenen Tränen. Es war ein erschütternder Eindruck gewesen; die frische Freude dieser an Krücken und Stöcken hinkenden, mit Verbänden bedeckten jungen Männer, deren erdärbene Gesichter die Spuren übermenschlicher Anstrengungen trugen. Wie stieg sie die Treppen zu ihrer Wohnung hinan. Ein kleiner Junge in einem Strofanzug, der sauste vor ihr die Stufen in großen Schritten hinauf: Ernd etwas erinnerte sie plötzlich an Erwin. Sie blieb stehen und ein Schmerz zuckte so wie der Stich einer Nadel vom Herzen bis in die Fingerringe. So was war alles noch? Und sie hatte doch Wochen gehabt, in denen jedes Gefühl abgestorben schien. Sie erschraf über sich selbst. Und plötzlich fühlte sie ganz deutlich, daß sie jetzt, in der nächsten Minute vor ihrem Sohn hören werde. Als ein Dienstmädchen ihr die Tür öffnete und wichtig flü-